

"Meine Kinder brauchten 'ne Mutter ..., aber trotzdem, die Arbeit und der ganze Trubel haben mir gefehlt.": empirische Anmerkungen zum Problem der Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Familie

Dausien, Bettina

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Dausien, B. (1990). "Meine Kinder brauchten 'ne Mutter ..., aber trotzdem, die Arbeit und der ganze Trubel haben mir gefehlt.": empirische Anmerkungen zum Problem der Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Familie. In P. Alheit, K. Körber, & U. Rabe-Kleberg (Hrsg.), *Abschied von der Lohnarbeit? Diskussionsbeiträge zu einem erweiterten Arbeitsbegriff* (S. 121-146). Bremen: Universität Bremen. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-27785>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

»Meine Kinder brauchten 'ne Mutter ..., aber trotzdem, die Arbeit und der ganze Trubel haben mir gefehlt.«

Empirische Anmerkungen zum Problem der Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Familie

Der folgende Beitrag hat den Charakter eines Werkstattberichts. Er stellt ein Stück empirischen Materials aus einem biographischen Forschungsprojekt¹ vor, in der Absicht, daran einige theoretische Probleme und Begrifflichkeiten zum Thema Frauenarbeit zu diskutieren. Dabei erfolgt die Annäherung an das Thema auf ungewöhnliche, vielleicht sogar riskante Weise: Anhand einer einzigen Lebensgeschichte wird untersucht, was Arbeit im Leben von Frauen bedeutet. Daß dieser Zugang nicht einfach ein journalistischer »Trick« ist, sondern auf dezidierten methodologischen und methodischen Voraussetzungen beruht, kann an dieser Stelle nicht näher begründet werden.² Um Mißverständnisse zu vermeiden, möchte ich jedoch zwei Bemerkungen vorausschicken: Es geht im folgenden vorrangig um die *subjektive* Seite des Problems Frauenarbeit, nicht um eine umfassende systematisch-theoretische Betrachtung. Dennoch sind meine Überlegungen nicht untheoretisch, »rein empirisch«. Zweitens: Die Interpretationen und Ergebnisse der folgenden Fallanalyse beanspruchen keine Repräsentativität im herkömmlichen (statistischen) Sinn und sind auch nicht mit diesem Maßstab zu messen. Dennoch sind sie nicht beliebig. Der Einzelfall ist nicht zufällig, sondern repräsentativ in einem *qualitativen* Sinn.

1 Hierbei handelt es sich um das von Peter Alheit (Universität Bremen) geleitete Forschungsprojekt »Soziale Biographien von Industriearbeitern - Lebensgeschichten und kollektive Erfahrung« (vgl. dazu Alheit & Dausien 1985, 1990; Alheit & Reif 1988; Alheit, Dausien & Flörcken-Erdbrink 1986).

2 vgl. dazu die Veröffentlichungen des Projekts, insbesondere zum Verfahren der empirisch fundierten Theoriebildung und zur Einzelfallproblematik (Alheit & Dausien 1985: 53ff, 77ff, 84ff; sowie Alheit & Dausien 1990)

1. Empirische Annäherungen an den Fall »Gisela K.«

1.1 Statistik

Geschlecht: weiblich

Alter: 45

Familienstand: verheiratet

Anzahl der Kinder: 2

Beruf des Ehemannes: angelernter Arbeiter; Koch

Schulbildung: Volksschulabschluß

Berufsbiographie: 3jährige Lehre als Köchin; anschließend 6jährige Berufstätigkeit (unterbrochen durch kurze Phasen von Arbeitslosigkeit); 15 Jahre nicht erwerbstätig; seit 5 Jahren wieder im erlernten Beruf beschäftigt.

1.2 Biographie - auf den ersten Blick

Gisela K. wird Ende der 30er Jahre in einer Arbeiterfamilie geboren. Ihre Kindheit verbringt sie in einer süddeutschen Kleinstadt. Trotz eingeschränkter materieller Bedingungen wächst sie mit ihren beiden jüngeren Geschwistern »frei« auf und erhält vielfältige Anregungen durch die Eltern, besonders den Vater.

Nach der Grundschule kann Gisela - trotz bestandener Aufnahmeprüfung - nicht das Gymnasium besuchen, da die Eltern das monatliche Schulgeld nicht aufbringen können. Sie bleibt auf der Volksschule und wird Anfang der 50er Jahre entlassen. Nach verschiedenen kurzfristigen Arbeitsverhältnissen findet sie erst zwei Jahre später eine Lehrstelle - als Köchin in einem Hotel am Bodensee. Dies entspricht ihrem Berufswunsch, der sich im Laufe der vorangegangenen Arbeitserfahrungen »herauskristallisiert« hat. Nach drei Jahren schließt Gisela die Lehre ab und steigt zunächst in die für ihren Beruf typische Saisonarbeit ein. Ihre Lehrzeit, aber auch noch die ersten Berufsjahre sind von Unterdrückungserfahrungen geprägt, typisch für die rigiden hierarchischen Strukturen in den Hotel- und Gaststättenküchen jener Zeit, in denen besonders junge Frauen harten Diskriminierungen ausgesetzt sind.

Ende der 50er Jahre lernt Gisela ihren zukünftigen Mann Peter kennen. Er ist ebenfalls Koch. Etwa drei Jahre später heiraten die beiden und nehmen in Süddeutschland eine Stelle an. Gisela behält ihren Arbeitsplatz gut anderthalb Jahre, bis ihre Tochter Susanne geboren wird. Danach kocht sie noch aushilfsweise an den Wochenenden an ihrer ehemaligen Arbeitsstelle.

Kurze Zeit nach Susannes Geburt verliert Peter seine Stelle. Im norddeutschen Langstadt, wo seine Eltern leben, findet er über die Vermittlung eines Onkels einen neuen Arbeitsplatz - als Schichtarbeiter in einem Stahlwerk. Einige Monate später zieht Gisela mit dem Kind ebenfalls nach Langstadt. Mitte der 60er Jahre wird der Sohn Heiner geboren.

Gisela entscheidet sich bewußt gegen eine mögliche Erwerbstätigkeit, weil sie ganz für ihre Kinder da sein will. Bei der Gestaltung des familiären Alltags und der Erziehung der Kinder orientiert sie sich an den positiven Erfahrungen ihrer eigenen Kindheit. Allerdings hat sie es nicht leicht, ihre Vorstellungen vom Familienleben in die Realität umzusetzen. Konflikte mit den Schwiegereltern, die begrenzten materiellen Verhältnisse, vor allem aber die Bedingungen der Schichtarbeit sind Hindernisse, gegen die sie immer wieder zu kämpfen hat.

Trotz ihrer ausdrücklichen Entscheidung für die »Nur-Hausfrauen«- und Mutterrolle wächst in Gisela eine grundsätzliche Unzufriedenheit, die sie, als die Kinder älter sind, zu überwinden versucht, indem sie etwas mehr »für sich tut« und verschiedene Volkshochschulkurse besucht. Eine entscheidende Veränderung ihrer Situation gelingt jedoch erst mit dem Wiedereinstieg in den Beruf, für den sich Mitte der 70er Jahre eher zufällig eine Gelegenheit bietet. Gisela nimmt eine Vollzeitstelle als Köchin in einer Kantine an und findet sich schnell mit den neuen Arbeitsbedingungen zurecht.

Die Berufstätigkeit bedeutet allerdings, daß sie von nun an mit der »Doppelbelastung« fertig werden muß. Die beiden Kinder, inzwischen zwölf und fünfzehn Jahre alt, machen es ihr zunächst nicht einfach. Es dauert einige Monate, bis sie sich auf die neue Situation einstellen können und auch deren positive Seiten erkennen. Durch die Berufstätigkeit gewinnt Gisela an Selbstbewußtsein, sie nimmt eigenständig neue soziale Kontakte wahr, wird offener, fröhlicher und ausgeglichener, was auch auf die Familie zurückwirkt.

2. Von der Schwierigkeit, Frauenarbeit »auf den Begriff zu bringen«

Verglichen mit den dünnen Daten der Statistik scheint der biographische Blick auf die Person Gisela K. sehr viel eher einer zentralen Option der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung zu entsprechen: der Einsicht nämlich, daß über Probleme der Frauenarbeit in Beruf und Familie nur sinnvoll nachgedacht werden kann, wenn dabei der *gesamte weibliche Lebenszusammenhang* berücksichtigt wird.

2.1 »Doppelbelastung« und »familienbezogener Instrumentalismus«

Die statische³ Korrelation einzelner statistischer Merkmale dagegen erlaubt zunächst nur das Konstatieren des bekannten Phänomens weiblicher *Doppelarbeit* und die Untersuchung seiner quantitativen Dimensionen. Daß damit wichtige und interessante Problemstellungen verbunden sein können, steht außer Frage. Der statisch-quantitative Ansatz muß jedoch scheitern, wenn es um grundsätzlich *qualitative* Probleme der Subjektivität geht, hier: um das Verhältnis des Subjekts zur Arbeit. Die gängige Annahme, daß Doppelarbeit auf Seiten des Subjekts als »Doppelbelastung« erlebt und verarbeitet wird, ist ein theoretischer Kurzschluß, der nur möglich wird, wenn man das widersprüchliche Spannungsverhältnis zwischen Quantität und Qualität, zwischen Objektivem und Subjektivem ignoriert.

Der Begriff der »Doppelbelastung« ist jedoch nicht nur wegen seiner (mangelnden) theoretischen Konsistenz problematisch, er trägt auch wenig zur Beschreibung oder gar zum besseren wissenschaftlichen Verständnis der Arbeits- und Lebenssituation von Frauen bei. Stattdessen wirft er selbst eine Reihe von Fragen auf und muß durch zusätzliche Annahmen gestützt werden. Warum nehmen Frauen überhaupt eine »dop-

3 »Statisch« meint hier, daß die Analyse mit Hilfe statistischer Verfahren in der Regel auf einen situativen Querschnitt beschränkt bleibt. In einer Art Momentaufnahme wird die Situation zum Zeitpunkt x erfaßt. Auch die seltener angewandte Längsschnittperspektive bleibt zunächst dieser Logik verhaftet. Sie läßt sich gewissermaßen als Aneinanderreihung von Momentaufnahmen verstehen, die - bei entsprechender Dichte - wie ein Film durchaus das Bild einer (äußeren) Bewegung nachzeichnen kann. Die innere Dynamik biographischer Prozesse kann mit solchen Mitteln allein jedoch nicht aufgedeckt werden. Dazu bedarf es qualitativer Methoden, die von vornherein für *Prozeßkategorien* offen sind.

pelte« Belastung auf sich? Wie werden sie damit fertig? Um das zu erklären, werden üblicherweise Thesen über die unterschiedliche *subjektive Bewertung* der Arbeitsbereiche Beruf und Familie herangezogen. Am bekanntesten ist in diesem Zusammenhang das Theorem vom »instrumentellen Verhältnis zur Arbeit«, welches in bezug auf Frauenarbeit in der spezifischen Variante des *familienbezogenen Instrumentalismus* diskutiert wird. Diese betrachtet, kurz gesagt, die Erwerbsarbeit von Frauen primär als »Folge des zeitlichen und ökonomischen Drucks in den einzelnen Familienphasen« (Tölke 1986, 56) bei gleichzeitiger Unterstellung der subjektiven Priorität des familiären Bereichs. Eine eigenständige, »intrinsische« Motivation zur Erwerbsarbeit - vor allem, wenn es sich um Fabrikarbeit und andere niedrig qualifizierte Tätigkeiten handelt - wird Frauen nicht oder nur nachrangig zugestanden.

Da die Instrumentalismusthese vielfach kritisiert worden ist (vgl. bes. die Arbeit von Knapp 1981) mögen hier zwei Randbemerkungen genügen: Zum einen wird häufig der klassenspezifische Charakter der These übersehen. Ihre vordergründige Plausibilität lebt vom Klischee der Fabrikarbeiterin, die »dazuverdienen« muß, weil der Lohn des Mannes für die Reproduktion der Familie nicht ausreicht. Dem steht, relativ unvermittelt, das Bild der (kinderlosen) »Karrierefrau« aus der bürgerlichen Mittelschicht gegenüber, der in der Regel ein hoher arbeitsinhaltlicher Bezug zugesprochen wird.⁴ Der hier angedeutete Klassenunterschied betrifft jedoch nicht nur die Ebene von Ideologien. Den verschiedenen Bildern entsprechen auch unterschiedliche Lebensentwürfe und unterschiedliche reale Bedingungen, Beruf und Familie miteinander zu vereinbaren.⁵

Zum zweiten scheint die Hartnäckigkeit symptomatisch, mit der insbesondere an der auf *Frauen* gemünzten Variante der Instrumentalismusthese festgehalten wird. In der Industriesoziologie und den »allgemeinen«, d.h. auf »den Menschen« (= den Mann) bezogenen Arbeitswissenschaften wird dieses Konzept nämlich weitgehend als überholt ange-

4 Gedacht ist hier weniger an die Karikatur der »vermännlichten« Karrierefrau mit Schlips und Schneiderkostüm, etwa einer mittelständischen Unternehmerin, sondern eher an die erfolgreiche Ärztin, die Wissenschaftlerin, Schuldirektorin usw.

5 Tölke (1986) betont hier den Einfluß sozialstruktureller Faktoren, insbesondere der Bildung, auf Heiratsverhalten und Erwerbsbeteiligung, also die Lebensplanung von Frauen.

sehen und durch differenziertere Ansätze ersetzt.⁶ Dessen ungeachtet sind die Thesen vom familienbezogenen Instrumentalismus und der Doppelbelastung noch immer weitverbreitete Vorstellungen, nicht nur in den Köpfen *männlicher* Sozialwissenschaftler. Die Kritik an der Instrumentalistenthese kann, so scheint es, noch nicht zu den Akten gelegt werden. Dies umso weniger, als sie sich zuweilen auch hinter differenzierter argumentierender Ansätze zur Frauenarbeit verbirgt (vgl. z.B. Eckart u.a. 1979, Vetter 1987, 62f).⁷

2.2 »Weibliche Normalbiographie«

Ein Konzept, das der Realität weiblicher Doppelarbeit zweifellos gerechter wird als die schlichte Unterstellung der Instrumentalistenthese, ist das der *weiblichen Normalbiographie*. Es geht davon aus, daß auch Erwerbsarbeit - in verschiedenen biographischen Phasen unterschiedlich gewichtet - normaler und »legitimer« Bestandteil eines weiblichen Le-

6 Dies gilt im Grunde für alle seit Ende der 70er Jahre entstandenen empirischen Studien (vgl. Kudara u.a. 1979, Schumann u.a. 1981, Kern & Schumann 1983, Brock & Vetter 1982, Vetter 1987, Volmerg u.a. 1983 u.a.).

7 Im übrigen wird der vermeintliche Instrumentalismus erwerbstätiger Frauen zunehmend durch deren Verhalten auf dem Arbeitsmarkt selbst widerlegt, durch »harte Daten« und Zahlen, die auch konservative Wissenschaftler und Politiker letztlich nicht ignorieren können. In ihrer differenzierten Analyse statistischen Materials der letzten 30 Jahre konstatiert Angelika Tölke für Frauen markante Veränderungen und Trends »in den drei zentralen Lebensbereichen Bildung, Erwerb und Familie« (1986, 57). Konkret: Das Niveau der schulischen Ausbildung hat sich weitgehend dem der Männer angeglichen (und es in einzelnen Bereichen sogar noch überschritten), das der beruflichen Qualifizierung ist deutlich gestiegen; »die Erwerbsbeteiligung insbesondere von verheirateten Frauen mit Familie hat zugenommen«; die Geburtenzahl sinkt, verstärkt seit Mitte der 60er Jahre (»Pillenknick«), und das Heiratsverhalten junger Frauen beginnt sich zu verändern, in Abhängigkeit von Faktoren der Schul- und Berufsausbildung (vgl. ebd., 57ff).

Diese Entwicklungen haben Konsequenzen auch für soziologische Konzepte zur Frauenarbeit. Insbesondere die steigende Erwerbsquote von Frauen mit Kindern (vgl. die Angaben von Born 1986, 202) - trotz nach wie vor mütter- und kinderfeindlicher Rahmenbedingungen - gerät zunehmend mit der These vom familienbezogenen Instrumentalismus in Konflikt. Darüber hinaus gibt es überzeugende empirische Belege dafür, daß Frauen, auch und gerade, wenn sie in der sog. Familienphase sind, jenseits ökonomischer Zwänge berufstätig sein *wollen* (vgl. die qualitative Studie von Becker-Schmidt u.a. ebenso wie die repräsentative Befragung von Ley u.a. (z.B. Borkowski & Ley 1984, 210). Erwerbsarbeit hat ein eigenständiges Gewicht in der Lebensplanung junger Frauen erlangt - ohne daß sie deshalb auf eine Familie verzichten wollen (vgl. z.B. Diezinger u.a. 1983). Kurz, die Beteiligung am Erwerbsleben ist, wie Tölke in ihrer Analyse feststellt, für die Frauen der Nachkriegsgeneration zum »Normalfall« geworden (vgl. 1986, 61). Auf der anderen Seite ist die gesellschaftliche Zuschreibung, daß in erster Linie die Frauen für Haushalt und Familie verantwortlich sind, im wesentlichen ungebrochen. Gefragt sind also Modelle der *Vereinbarkeit* von Beruf und Familie.

benslaufs ist. Allerdings gibt es nicht beliebig viele Möglichkeiten für den konkreten Verlauf einer Biographie. Hier sind vielmehr enge Grenzen gesetzt, die daraus resultieren, daß es immer noch die Frauen sind, denen die Verantwortung für Haushalt und Familie, insbesondere für die Kinder, gesellschaftlich zugeschrieben wird. Da bleiben nur noch wenige »Modelle« der Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Eines davon realisiert Gisela K. in geradezu idealtypischer Weise: Sie macht eine Ausbildung und ist anschließend einige Jahre berufstätig. Dann heiratet sie und bekommt zwei Kinder. Mit der Geburt des ersten Kindes gibt sie ihre Berufstätigkeit auf und bleibt fünfzehn Jahre lang »Nur-Hausfrau« und Mutter. Danach gelingt ihr der berufliche Wiedereinstieg. Sie ist eine typische »Dreiphasenfrau« (Borkowski & Ley 1984, 208).

Der mittlerweile vielzitierte Begriff der »weiblichen Normalbiographie« wurde vor gut zehn Jahren von *René Levy* (1977) in die Diskussion gebracht. Im Unterschied zum Begriff der Doppelbelastung, der genaugenommen nur einen speziellen Aspekt der Normalbiographie bezeichnet - nämlich die subjektive Seite der in einer bestimmten biographischen Phase geleisteten Doppelarbeit -, geht es hier um eine »makrosoziologische Perspektive«, die komplexere Ablaufmuster und Konstellationen in den Blick nimmt. Ebenso wie *Myrdal* und *Klein* bereits in den 50er Jahren reagiert *Levy* auf empirische Veränderungen weiblicher Erwerbsarbeit und bietet ein soziologisches Modell der *Vereinbarkeit* von Beruf und Familie an: Er postuliert eine vom männlichen Ablaufmuster signifikant unterschiedene »weibliche Normalbiographie«, in der die Erwerbstätigkeit durchaus einen eigenständigen Stellenwert hat, wenn auch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung prinzipiell unangestastet bleibt. *Levy* hält an der traditionellen Komplementarität fest: Für männliche Lebensläufe ist der berufliche Bereich, genauer: die Norm der kontinuierlichen Vollzeitlohnarbeit, nach wie vor dominant, die Gestaltung der »familiären Rollen« dagegen nachrangig, »normativ wie strukturell weniger festgelegt« (1977, 44). Im Unterschied dazu sind weibliche Biographien primär am Familienzyklus orientiert. Konsequentermaßen betrachtet er auch zwei *familienbezogene* Ereignisse als markante Gliederungspunkte für den Ablauf weiblicher Biographien, als einschneidende Veränderungen der »Statuskonfiguration«: 1. Heirat und Geburt des ersten Kindes, womit die normative und faktische Dominanz des familiären Bereichs einsetzt, und 2. die »Pensionierung der Mutter«, die abrupte

Reduzierung familienbezogener Erwartungen und Anforderungen und den Beginn der - weniger festgelegten - »empty-nest«-Phase⁸. Durch diese Einschnitte ergeben sich drei unterscheidbare Phasen der weiblichen Normalbiographie.⁹

Was nun die Frage der Erwerbstätigkeit in den einzelnen Phasen angeht, gibt es, wie Levy zurecht betont, sozialstrukturelle Unterschiede. Interessant ist hier vor allem die zweite Phase.¹⁰ Für diese, die sogenannte »Familienphase«, konstatiert Levy (1977, 44ff) drei zahlenmäßig relevante Lösungsmuster des Konflikts zwischen Beruf und Familie, die er unterschiedlichen sozialen Schichten zuordnet: Für die sog. Unterschicht ist demzufolge die »klassische Doppelrolle«¹¹ typisch; d.h. die Frau leistet Familienarbeit und Lohnarbeit gleichzeitig. Das sog. »Ein-Rollen-Modell, bei dem die Frau zugunsten ihrer innerfamiliären Rollen die Erwerbstätigkeit aufgegeben hat« (ebd., 45), ordnet er der Mittelschicht zu. Frauen der Oberschicht schließlich realisieren zuweilen das - quantitativ wesentlich weniger verbreitete - »Zwei-Rollen-Modell, bei dem die Frau genügend entlastet wird« (ebd.), d.h. sich eine Haushälterin, Putz- und Kinderfrau leisten kann. Hinzuzufügen wäre noch, daß Levy dem Mittelschichtmodell die stärkste normative Kraft, gerade auch für Frauen der Unterschicht, zuspricht. - So gesehen hätte Gisela K. es

8 Vgl. hierzu auch die Untersuchung von Ley (1984).

9 Bei dieser Definition nehmen unverheiratete Frauen und verheiratete Frauen ohne Kinder notgedrungen eine Sonderstellung ein. Ihre Lebenswirklichkeit gehört offensichtlich nicht zu der empirischen Basis, auf der das Konzept der Normalbiographie beruht. Dies ist *auch* eine Folge der häufigkeitsstatistischen Denkweise in den Sozialwissenschaften, auf deren Probleme Kurt Lewin (1981, zuerst 1931) hingewiesen hat. Darüber hinaus offenbart sich hier jedoch die ideologische Vorbelastung der Begrifflichkeit (was ist »normal« für ein Frauenleben) und des gesamten Konzepts.

10 Vor der Familiengründung machen nahezu alle Frauen, wenn auch auf unterschiedliche Weise, Erfahrungen mit Erwerbsarbeit, ohne daß sich das Problem der Vereinbarkeit mit den familiären Aufgaben stellt. Die sog. »Nachkinderphase« ist zu wenig »normiert«, um eine vergleichbar klare Typenbildung vorzunehmen.

11 In einer weitergehenden Bedeutung als der hier gemeinten wurde der Begriff der »Doppelrolle der Frau in Familie und Beruf« bereits in den 50er Jahren durch Alva Myrdal und Melanie Klein bekannt gemacht. In ihrer gleichnamigen Studie (1971; zuerst 1956, dt. 1960) propagieren die Autorinnen ein neues Leitbild für die »moderne Frau«: Ihr soll die Teilhabe an beiden Bereichen, Beruf und Familie, zugestanden werden. Vor dem Hintergrund wirtschaftlicher und bevölkerungsstruktureller Entwicklungen in fortgeschrittenen kapitalistischen Industrieländern (USA, Großbritannien, Frankreich, Schweden), die eine verstärkte Integration verheirateter Frauen in den Arbeitsmarkt nötig und möglich machen, plädieren Myrdal & Klein für das Recht der Frau auf selbständige Berufstätigkeit neben der Familie. Eine Kernzeit der »aktiven Mutterschaft« lassen auch sie weitgehend unangetastet. Somit nimmt ihre Studie wesentliche Aspekte der Levyschen Drei-Phasen-Biographie vorweg.

also geschafft, entgegen den Bedingungen ihrer sozialen Herkunft, einen an der Mittelschicht orientierten Lebensentwurf zu verwirklichen.

Es ist nicht Aufgabe des vorliegenden Beitrags, Levys Ansatz in allen Einzelheiten zu diskutieren, zumal die angedeutete Kritik keineswegs originell ist.¹² Dennoch erschien es mir sinnvoll, den vielgebrauchten Begriff der »weiblichen Normalbiographie« noch einmal an seinen Entstehungskontext zurückzubinden, um damit gewissermaßen den Blick zu schärfen für problematische theoretische Implikationen, die mit solchen Begriffsbildungen, auch mit eigenen Vorschlägen, verbunden sein können. In Levys Beispiel sind besonders das strukturalistische Rollenmodell und die schematische Vorstellung der »Rollenkombination« zu hinterfragen - Konzepte, die nicht nur von ihm stillschweigend anstelle des Arbeitsbegriffs gesetzt werden und im übrigen immer dann regelmäßig aufzutauchen scheinen, wenn es um *Frauenarbeit* geht (s.u.).

Und ein weiterer Kritikpunkt sei kurz angesprochen, weil er unmittelbar zu meinen eigenen Untersuchungen hinführt. Levy wendet einen »betont einseitigen Gesichtspunkt« an (1977,3), indem er sich ausdrücklich auf die Analyse gesellschaftlicher Strukturen beschränken will, in die individuelle Lebensabläufe eingebettet sind. Er überbetont strategisch den Aspekt der strukturellen Determination. Fragen nach der subjektiven Gestaltung »realer Biographien«, nach »endogenen Kräften« möchte er entwicklungspsychologischen Forschungen überlassen, die später - so seine Perspektive - in das »makrosoziologische Gerüst« eingefügt werden können (vgl. ebd.). Solche Art wissenschaftlicher Arbeitsteilung und (auf später vertagter) Kooperation ist immer prekär. Bei genauerem Hinsehen kommt nämlich auch Levys vorgeblich nur objektiv, sozialstrukturell argumentierender Ansatz nicht ohne Annahmen über den Subjektbezug zur Arbeit aus. Hinter der o.g. Typisierung schichtspezifischer »Rollenkombinationen« verbirgt sich am Ende wieder die alte ökonomistische These vom instrumentellen Verhältnis zur Arbeit. Allein den Frauen der Oberschicht wird - ebenfalls implizit - ein anderer Bezug zur Erwerbsarbeit eingeräumt.

Was ist nun die Ursache für die offensichtliche Resistenz, mit der die Instrumentalismusthese (und vergleichbar einfache Konzeptionen des

12 vgl. besonders die kurze polemische Zusammenfassung des »Drei-Phasen-Modells« bei Adolphy (1982); vgl. auch Levys Anmerkungen selbst, in denen er die Gültigkeit seiner Aussagen stark relativiert (Schulbuchdarstellungen, Schweiz).

Verhältnisses Subjekt - Arbeit) versteckt oder offen in der theoretischen Diskussion überlebt? Die Antwort hat viel mit dem eingeschränkten *Arbeitsbegriff* zu tun, der dieser Vorstellung zugrundeliegt und besonders problematisch wird, wenn er auf *Frauen* angewandt wird. An Levys Beispiel, das für viele, um nicht zu sagen: für den »mainstream« sozialwissenschaftlicher Konzepte steht, läßt sich dies gut demonstrieren: Er behält den traditionellen, am »männlichen Modell« kontinuierlicher Vollzeit-Lohnarbeit orientierten Arbeitsbegriff bei und verstellt sich dadurch von vornherein den Blick für einen großen Teil der Arbeit, die Frauen alltäglich leisten. Alle vom traditionellen Modell »abweichenden« Arbeitserfahrungen, in erster Linie also Familienarbeit in ihren vielfältigen, teilweise widersprüchlichen Dimensionen, werden unter den Begriff der *Rolle* - Mutter-, Ehefrauen-, Hausfrauenrolle - subsumiert. Damit verschwindet alle von Frauen geleistete Arbeit, die nicht marktförmig organisiert ist, in einer abgeleiteten sozialen Kategorie. Frauenarbeit verliert gewissermaßen den »Ernstcharakter« - mit allen bekannten gesellschaftlichen und individuellen Folgen. Zugleich erfolgt auf der Ebene traditioneller sozialwissenschaftlicher Forschung eine Abspaltung von der Diskussion über Arbeit und den Arbeitsbegriff, die nicht nur aus feministischer Perspektive zu kritisieren ist. Einzig die Frauenforschung thematisiert Arbeit grundsätzlich unter der Perspektive geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung. Die »allgemeine« wissenschaftliche Diskussion über Arbeit dagegen verzichtet systematisch auf ein entscheidendes empirisches Reservoir und auf Erkenntnismöglichkeiten, solange sie Frauenarbeit jenseits der Erwerbsarbeit ignoriert.

Die Unzulänglichkeit von Begriffen und Modellen wie z.B. dem der »Normalbiographie«, die auf einer derart reduzierten Basis entstanden sind, zeigt sich regelmäßig in der Konfrontation mit der Lebenswirklichkeit betroffener Frauen. Ich möchte deshalb im folgenden den umgekehrten Weg gehen und mich - soweit das im Rahmen eines kurzen Beitrags überhaupt möglich ist - auf ein solches Stück authentischer Erfahrung einlassen. Anschließend werden einige theoretische und begriffliche Konsequenzen in Form von Thesen formuliert.

3. Biographie - auf den zweiten Blick

Hat Gisela K. den Konflikt zwischen Beruf und Familie tatsächlich - ganz im Sinne Levys - durch ein geordnetes biographisches Nacheinander gelöst? Zunächst läßt sich mindestens eine formale Übereinstimmung zwischen dem *äußeren Ablauf* der Biographie («life course») und den drei Phasen des Modells registrieren. Mit dieser Feststellung ist freilich noch nicht viel gewonnen, wenn wir tatsächlich begreifen wollen, was Arbeit in Giselas Leben (und ggf. für Frauen allgemein) bedeutet und welche Konsequenzen das für einen »erweiterten« Arbeitsbegriff haben müßte. Nehmen wir uns also etwas Zeit für die Lebensgeschichte, die Gisela K. erzählt.

Die Abschnitte und Übergänge ihrer (Erwachsenen-)Biographie verlaufen keineswegs so glatt, wie es auf den ersten Blick erscheint. Ihre Lebensgeschichte folgt nicht einfach einem erwartbaren, vorgezeichneten Muster der »weiblichen Normalbiographie«. Es gibt immer wieder Komplikationen und Brüche¹³, die Giselas Lebensentwurf, eine Familie zu haben und außerdem berufstätig zu sein, bedrohen. Sie muß dagegen ankämpfen, sich durchsetzen - *gegen* das Erwartbare, *gegen* das Normale.

Denken wir z.B. an ihre Berufsausbildung. Es ist keineswegs selbstverständlich, daß Gisela, Mitte der 50er Jahre, in einer ländlichen Region, eine Lehrstelle findet, noch dazu als Mädchen und - in einem ausgesprochenen Männerberuf (ein Faktum übrigens, das auch das Durchhalten der Lehre nicht leicht gemacht hat). Tatsächlich hat Gisela nach dem Schulabschluß ja mehr als zwei Jahre warten müssen und sehr unterschiedliche, z.T. irritierende Erfahrungen mit »Arbeit« gemacht, ehe sie eine qualifizierte Ausbildung beginnen konnte.

Noch interessanter jedoch erscheint ein anderer Aspekt, der unter der Perspektive »Normalbiographie« kaum in den Blick gerät: Wie kommt es überhaupt dazu, daß Gisela die Doppelorientierung auf Familie und Beruf ausbilden kann? Hinter dieser Frage verbirgt sich ein sehr komplexer biographischer Prozeß, der weit in die Kindheit zurückreicht, aber auch nach vorne offen ist, nicht einmal entschieden und »erledigt«, der

¹³ Dies ist kein Spezifikum von Gisela K.'s Lebensgeschichte. Mit Ilona Ostner ist vielmehr von der *Normalität* von Widersprüchen bzw. »Diskontinuitäten« in weiblichen Biographien auszugehen (vgl. Ostner 1987).

sich vielmehr als Konflikt durch die gesamte Lebensgeschichte zieht. An dieser Stelle kann nicht näher auf dieses symptomatische, nicht nur theoretisch wichtige Problem eingegangen werden. Die angedeuteten Fragen sollen lediglich dazu anregen, die Normvorstellung bezüglich der »ersten biographischen Phase« nachdrücklich mit einem Fragezeichen zu versehen.

Das gleiche gilt für die »dritte Phase« des Modells. Auch hier sollen drei kritische Punkte lediglich kurz angemerkt werden: Erstens ist es, wie schon bei der Frage der Berufsausbildung, in keiner Weise erwartbar oder »normal«, daß der berufliche Wiedereinstieg gelingt. Zweitens kann man, sogar im Falle Giselas, die fünfzehn Jahre zuhause bleibt, nicht davon ausgehen, daß nun die »Nachkinderphase« angebrochen ist, in der die Frau von Familienarbeit weitgehend freigesetzt ist und sich wieder voll auf die außerhäusliche Arbeit konzentrieren kann. Auch die jugendlichen Kinder müssen noch versorgt werden, genauso wie der Ehemann, insbesondere dann, wenn er wie Giselas Mann Schichtarbeiter ist. Drittens ist es überraschend, daß Gisela trotz der neuen Anforderungen der Doppelarbeit, die hier auf keinen Fall verharmlost werden sollen, persönlich sehr viel besser mit ihrem Alltag zurechtkommt, selbstbewußter und offener soziale Beziehungen eingehen, aber auch Probleme angehen kann, daß sie insgesamt in ihren Perspektiven optimistischer und mit ihrem Selbstbild zufriedener wird.

Folgt man nun allein der impliziten Logik des Drei-Phasen-Modells, so würden wir vermutlich unterstellen, daß der innere Konflikt zwischen den beiden, ausdrücklich gewollten Perspektiven *Familie* und *Beruf* vor allem in der dritten Phase aktualisiert wird. Diese ist, wie wir festgestellt haben, durch Doppelarbeit bestimmt und bietet also Gelegenheit, die objektiven Schwierigkeiten, beides zu vereinbaren, in beiden Bereichen und durch die wiederkehrende Kollision zwischen beiden Bereichen täglich konkret zu erleben. Eine solche Interpretation liegt besonders dann nahe, wenn die subjektive Verarbeitung des Konflikts als quasi-lineare Funktion der Ab- bzw. Anwesenheit von Arbeitsanforderungen in Familie und Beruf verstanden werden. Der vorliegende Beitrag geht stattdessen von der These aus, daß der Widerspruch zwischen Familie und Erwerbsarbeit *konstitutiv* ist sowohl für den äußeren Verlauf weiblicher Biographien als auch für die gesamte biographische Perspektive des Subjekts. Das heißt, daß der - objektiv nicht lösbare - Konflikt zwischen

den beiden Bereichen in *jedem* Abschnitt der Biographie virulent bleibt, daß die notwendig *ambivalente* Haltung des Subjekts gegenüber Familie und/oder Beruf gewissermaßen auf *Dauer* gestellt ist.¹⁴

3.1 »Familienphase«: Aussetzen oder Aushalten des Konflikts?

Diese These ließe sich für alle drei Phasen des Modells am konkreten biographischen Material entfalten. Ich möchte mich hier - um wenigstens einige wenige Originalzitate aus dem Interview vorstellen zu können - auf die zweite, die Familienphase, beschränken. Wir erinnern uns: Dieser Abschnitt in Giselas Biographie, der mit der Geburt des ersten Kindes beginnt und fünfzehn Jahre später mit dem beruflichen Wiedereinstieg endet, wäre nach Levy dadurch gekennzeichnet, daß die Frau ganz auf ihre »innerfamiliären Rollen« konzentriert, gegenüber der »Arbeitswelt« weitgehend abgeschottet ist. Offensichtlich hat sie in dieser Phase weniger mit »Arbeit« (im traditionellen Sinn) zu tun als zu den Zeiten, zu denen sie erwerbstätig ist. Auch der Konflikt zwischen Beruf und Familie scheint vorübergehend außer Kraft gesetzt zu sein.

Gisela hat ihre Berufstätigkeit in einer klaren Entscheidung aufgegeben, wie sie in der folgenden kurzen Geschichte erzählt,

*Das war schon, wie ich unten war (in Süddeutschland; B.D.). Da hat mir Peter 'nen Brief geschrieben: »ja wenn denn Susanne soweit ist, sagen wir so drei Jahre, kann dann in Kindergarten - (dann) kannst ja als« - was hat er geschrieben? - »Schokoladenköchin bei Schofa oder - Schokoglück anfangen.« Oh, ich sofort zurückgeschrieben: »Ich arbeite nicht, solange meine Kinder klein sind, und laß sie nicht von andern Leuten erziehen, nech. Meine Kinder brauchen 'ne Mutter, 'ne Familie.« (schneller und bestimmt) - Na ja, aber trotzdem, auf der andern Seite - irgendwie hat mir doch - die Arbeit und der ganze Trubel haben mir gefehlt.
(I 70/19 - 71/10)*

Gisela wird nicht zur langfristigen Aufgabe ihrer Berufstätigkeit gezwungen. Im Gegenteil: Sie beharrt darauf, obwohl ihr Mann ihr nahelegt, möglichst bald wieder erwerbstätig zu sein und sogar eine konkrete Perspektive aufzeigt - und obwohl die finanzielle Situation der Familie sehr angespannt ist. »Das war ein Hängen und Würgen mit dem Geld«,

¹⁴ Den Begriff der Ambivalenz und die damit verbundenen theoretischen Perspektiven entnehme ich den Arbeiten von Regina Becker-Schmidt (vgl. neuerlich ihren Vortrag auf dem Symposium »Frauenforschung und Kunst von Frauen«, Bonn, Februar 1989).

sagt Gisela an anderer Stelle. Energisch verteidigt sie ihre Entscheidung mit zwei Argumenten: Sie möchte ihre Kinder selbst erziehen, wirklich *Mutter* sein, wie sie es sich vorstellt, und sie möchte den Kindern die Geborgenheit einer *Familie* garantieren, solange sie »klein« sind und sie »brauchen«. Beides scheint ihr nicht mit der eigenen Berufsarbeit vereinbar zu sein.

Gisela besetzt die Aufgaben als Mutter und Familienfrau eindeutig positiv, wie auch aus dem Kontext des Gesamtinterviews hervorgeht. Dennoch kann sie an dieser Stelle die Rekapitulation der damaligen Situation nicht einfach für sich stehen lassen. Ohne ihren Entschluß auch nur andeutungsweise zu revidieren oder nachträglich zu bereuen, kann sie doch nicht umhin, aus ihrer heutigen Sicht auch auf die »andere Seite« ihrer Entscheidung hinzuweisen: »die Arbeit und der ganze Trubel« haben ihr gefehlt.

Bemerkenswert ist, daß Gisela selbst an dieser Stelle den Arbeitsbegriff offensichtlich nur für die außerhäusliche Erwerbsarbeit verwendet - obwohl angenommen werden kann, daß der Alltag mit zwei kleinen Kindern ebenfalls viel »Arbeit und Trubel« mit sich gebracht hat. (Gisela erzählt übrigens an anderen Stellen des Interviews ausführlich davon und gebraucht durchaus den Arbeitsbegriff dafür.) Wie kommt es zu dieser offensichtlichen Unstimmigkeit? An der hier zitierten Stelle rekapituliert Gisela eine Entscheidung von *biographischer* Reichweite; mit ihr ist ein Konflikt installiert, der ihr Verhältnis zur Arbeit für die nächsten fünfzehn Jahre *grundsätzlich* bestimmen wird. Es geht an dieser Stelle nicht darum, ob einzelne konkrete Merkmale der *alltäglichen* Verrichtungen in Familie und Beruf den Arbeitsbegriff rechtfertigen oder nicht. - Die Unterscheidung zwischen alltagszeitlicher und lebenszeitlicher Perspektive soll im folgenden dabei helfen, das Arbeitsleben Giselas in der hier betrachteten »Familienphase« genauer zu untersuchen.

Dabei ist die *alltäglich* von Gisela geleistete *Familienarbeit* vermutlich am wenigsten umstritten. Hausarbeit (putzen, waschen, einkaufen usw.), die Versorgung der Familienmitglieder (kochen, bekleiden, trösten), die Erziehung der Kinder usw. sind zweifellos *Arbeit*. Was sonst? Eine Arbeit allerdings, die sich in einigen zentralen Aspekten von der Lohnarbeit unterscheidet (Lohn, gesellschaftliche Anerkennung, soziales Eingebundensein u.a.). Dabei bestehen durchaus erhebliche Kontrover-

sen bzgl. der ökonomischen Bedeutung, der theoretischen Einordnung, der Grenzen, bis zu denen der Arbeitsbegriff angewandt werden kann (Stichwort: »Beziehungsarbeit«). Ich möchte an dieser Stelle lediglich global auf die entsprechende Diskussion, vor allem in der Frauenforschung, verweisen und unterstelle, daß trotz aller Kontroversen allgemeiner Konsens besteht, Haus- bzw. Familienarbeit als *Arbeit* anzuerkennen. Auf eine genauere Erörterung dieses Aspekts anhand von Interviewausschnitten kann somit verzichtet werden.

3.2 Erwerbsarbeit in alltagszeitlicher Perspektive

Überraschender - zumindest aus der Sicht des Drei-Phasen-Modells - ist schon die Frage, welche Rolle *Erwerbsarbeit* in Giselas Alltag während der Familienphase spielt.¹⁵ Dazu eine Interviewpassage,

Essen zur bestimmten Zeit... Ich sage, »das haben wir früher mal gemacht.« Ich sage, »mach ich nicht mehr.« ... Ich hab's festgestellt: Ich mache jetzt Abendbrot, stelle alles hin -(dann heißt es,) »Hab' keinen Hunger, hab' keinen Hunger.« Weißt du, das machst du ein paarmal, und dann hast du keine Lust mehr. Ich sage, »ja gut, dann mache ich's anders. Dann lassen wir alles im Kühlschrank, und wenn einer Hunger hat, holt er sich was raus. Macht sich 'ne Scheibe Brot.« Und so hat sich das bei uns eingebürgert...

Das hängt eben damit zusammen, daß Peter nicht zu der Zeit dann Hunger hatte, wenn wir Abendbrot gemacht haben oder Mittagessen. Und das resultiert auch wieder von der Schichtarbeit her. - Da hat er, wenn er Frühschicht gehabt hat, hat er um halb drei Mittag gegessen. Wenn er Spätschicht gehabt hat, hat er um halb zwölf Mittag gegessen. Und bei Nachtschicht abends um halb acht. So, und jetzt kommst du und sag mir, wie ich 'ne geregelte Essenszeit bei meinen Kindern einführen soll, wenn er zu jeder beliebigen Zeit warmes Essen haben sollte, ne. Also, es ging einfach nicht.

(II 78/21-80/19)

In der Erzählung geht es zunächst um einen fast banalen Aspekt alltäglicher Familienarbeit: um die Zubereitung des Abendbrotes und der Mahlzeiten allgemein. Gisela deckt den Tisch und muß kurz darauf feststellen, daß ihre Mühe umsonst war. Mindestens ein Familienmitglied, in der Regel ihr Mann, hat keinen Hunger. Sie verliert die Lust und zieht

¹⁵ Ich möchte hier gar nicht darauf eingehen, daß Gisela zwischenzeitlich eine Putzstelle annimmt, nicht nur aus finanziellen Gründen, sondern in erster Linie in der Hoffnung, auf diese Weise ihre soziale Isolation wenigstens für wenige Stunden in der Woche zu durchbrechen. Das würde ein eigenes Problem ansprechen und die Diskussion zusätzlich komplizieren.

die Konsequenz. In Zukunft verzichtet sie darauf, »überschüssige« Energie für die Zubereitung des Essens, einen liebevoll gedeckten Tisch usw. zu verwenden. Hat sie weniger investiert, kann sie auch weniger enttäuscht werden. Ihre Versorgungsarbeit wird mehr oder weniger auf den Aspekt der Notwendigkeit reduziert. Sie sorgt dafür, daß der Kühlschrank gefüllt ist.

Diese »Rationalisierung« entspringt jedoch nicht einer freien Entscheidung, etwa in der Absicht, Zeit für andere, subjektiv wichtigere Dinge zu gewinnen. Sie wird durch den von außen diktierten Schichtrhythmus aufgezwungen. Die zeitlichen Strukturen der Lohnarbeit ihres Mannes zerschlagen jeden Versuch einer selbstbestimmten Gestaltung des Familienlebens. Sie bestimmen Giselas Arbeit in der Familie, regieren bis in die tägliche Regelung der Essenszeiten und die Zubereitung der Mahlzeiten hinein, wie Gisela mit dem Hinweis auf Spät-, Früh- und Nachtschicht anschaulich schildert. Aber der Schichtrhythmus beherrscht nicht nur die zeitliche Organisation des Familienlebens. Er greift auch massiv in die Beziehungen der Familienmitglieder untereinander ein. Mit der Frage, wie sie bei ihren Kindern geregelte Essenszeiten einführen solle, deutet Gisela nur an, wie sehr sie auch bei der Erziehung und in der Beziehung zu ihren Kindern den Zwängen der Schichtarbeit unterliegt. Dabei geht es nicht nur um die vordergründige Vermittlung von Verhaltensregeln und -regelmäßigkeiten wie das Einhalten der Essenszeiten, sondern um den Umgang mit vitalen Bedürfnissen. An einer Vielzahl eindrücklicher, z.T. dramatischer Interviewpassagen ließe sich darstellen, wie Gisela immer wieder zwischen dem Ruhebedürfnis ihres Mannes und den spontanen Bedürfnissen der Kinder, zu toben, zu lachen, Freunde mitzubringen, kurz: lebendig zu sein, vermitteln muß. Hierzu noch eine Aussage:

Es war immer ein Kampf. Die Kinder haben bis heute nicht kapiert, wie dem Peter seine Schicht funktioniert. Also, ich konnte ihnen den Plan erklären: »Also, diese Woche hat er Frühschicht, dann hat er einen Tag frei; dann hat er Spätschicht, dann hat er zwei Tage frei; dann hat er Nachtschicht, und dann hat er übers Wochenende frei.« Die haben das - ich weiß nicht, woran das lag -, die haben das immer vergessen bei Nachtschicht, daß er schlafen muß, tagsüber... Also, vormittags ging es noch. Da konnte ich mit ihnen einkaufen gehen. Und dann zu Mittag - ja, die haben nun mittags nicht mehr geschlafen, beide nicht. Also, manche Kinder können bis vier, fünf Jahre nachmittags noch zwei Stunden schlafen. Das haben meine nie gekonnt, nech. Die waren mit zwei Jahren voll den ganzen Tag da... Na ja, und damals hat er länger geschlafen als heute, nech. Er hat

manchmal bis sieben, acht Uhr geschlafen... Also, für mich war es ein ziemlich langer Tag, die Kinder da - stillzuhalten.

Im Sommer gings, bin ich mit ihnen rausgegangen, zum Schwimmen gegangen, den ganzen Tag, nech. Hab' ich Essen vorbereitet, und dann sind wir eben den ganzen Tag dann draußen gewesen. Aber, wie gesagt, im Winter...«

(II 22/11-24/16)

Die Verantwortung dafür, die gegensätzlichen Zeitstrukturen, Lebensnotwendigkeiten und -bedürfnisse »unter einen Hut zu bekommen«, lastet vor allem auf Gisela. Die ungünstigen äußeren Bedingungen, wenig Geld, vor allem die beengten Wohnverhältnisse, erschweren diese Aufgabe erheblich. In der ersten kleinen Wohnung mußte sie während der Nachtschichtperioden mit beiden Kindern in der Küche »hausen«. Oft ist sie auch »aus Verzweiflung in der Kälte mit den Kindern spazieren gegangen«. Und natürlich gelingt es ihr nicht immer, die Kinder »im Zaum zu halten«. Dann wacht der Mann auf, und es gibt Streit und Vorwürfe. Es verwundert nicht, wenn Gisela verschiedentlich von »enormer Anspannung«, ja von »Horror«-Erfahrungen und »Durchdrehen« spricht. - Dennoch gelingt es ihr immer wieder, »das Beste aus der Situation zu machen«. Auch ohne Geld unternimmt sie viel mit ihren Kindern, und sie verschafft ihnen Freiheiten und Entfaltungsmöglichkeiten - trotz der vielfältigen äußeren Einschränkungen ihres Lebensraumes.

Diese Verausgabung psychischer und physischer Aktivität ist ganz konkret und jeden Tag neu auf die Erwerbsarbeit bezogen. Sie allein in Termini »innerfamiliärer Rollen« zu fassen, erscheint nach den angestellten Überlegungen geradezu absurd. In diesem Zusammenhang ist es sekundär, daß Gisela selbst nicht erwerbstätig ist. Sie lebt mit den Schichten, auch wenn sie selbst nicht in der Fabrik arbeitet. Sie »bearbeitet« die durch die Lohnarbeit gesetzten Bedingungen, damit sie für ihren Mann, für ihre Kinder und auch für sie selbst zu *Lebensbedingungen* werden.¹⁶

3.3 Familienarbeit in lebenszeitlicher Perspektive

Doch zurück zur Familienarbeit und der Frage, was sie für Gisela in *biographischer* Perspektive bedeutet. Interessant ist hier zunächst der bio-

¹⁶ Mehr über die Lebensbedingungen von Schichtarbeitern und ihren Frauen haben wir in einem Band festgehalten, in dem hauptsächlich die Betroffenen selbst zu Wort kommen (Alheit, Dausien & Flörcken-Erdbrink 1986).

graphische Zeitpunkt, zu dem Gisela den Beginn der »Familienphase« subjektiv ratifiziert. Es ist weder die Eheschließung noch die Geburt des ersten Kindes oder die gleichzeitige Aufgabe ihrer Erwerbstätigkeit. Einen markanten biographischen Einschnitt erlebt sie erst, als sie mit ihrer Tochter nach Langstadt zieht, wo ihr Mann bereits seit einigen Monaten im Stahlwerk arbeitet. Hören wir sie selbst,

Da kam nämlich erst die Ehe so richtig zum Tragen, wie wir hier raufzogen. Da unten hattest du doch mal - am Wochenende bist du mal hingefahren und hast da gearbeitet. Hier war nichts mehr. Hier war konstant, jedes Wochenende ... jeden Sonntag nach Bürgerstraße drei, zu Schwiegereltern zum Kaffeetrinken. Ich kann euch sagen, also, es war echt ein Horror ...
(I 71/11-72/6)

Mit der Gegenüberstellung gelegentlicher Aushilfsarbeit am Wochenende und den regelmäßigen Sonntagsbesuchen bei den Schwiegereltern will Gisela nicht abwägen, wie sie konkrete Sonntage mehr oder weniger angenehm gestalten kann. Es geht um Grundsätzlicheres. Die Aushilfsarbeit an den Wochenenden garantiert - zumindest partiell - die Teilhabe an der gesellschaftlichen Arbeit. Durch die Aushilfe bei ihren ehemaligen Arbeitgebern hat Gisela das Gefühl, als Individuum mit ihren beruflichen Fähigkeiten gebraucht, entlohnt und anerkannt zu sein. Die Kaffeenachmittage bei den Schwiegereltern dagegen stehen geradezu symbolisch dafür, daß sie völlig auf die Familie zurückgeworfen ist. Sie tritt nicht mehr als Einzelperson aus diesem sozialen Zusammenhang heraus, sondern ist *Teil* der Familie - Mutter, Ehefrau, Schwiegertochter. Da ist »nichts mehr« außerhalb, nichts Unerwartetes, keine Abwechslung. Ihre Tage und Wochen sind geradezu vorprogrammiert, festgelegt durch die Anforderungen des Familienalltags und eingebunden in Erwartungen des unmittelbaren familialen Umfeldes (hier: der Schwiegereltern). Es mag eben jenes Gefühl des Festgelegtseins, der Unentrinnbarkeit für die nächsten zehn, fünfzehn Jahre, gewesen sein, was Gisela von »Horror« sprechen läßt. (Ich möchte hinzufügen, daß Gisela sich sehr bald gegen diese Zumutungen wehrt und sich an für sie wichtigen Punkten - z. B. bei der Gestaltung von Familienfesten - mit ihren Vorstellungen durchsetzt. Damit geht sie allerdings einen langjährigen Konflikt mit den Schwiegereltern ein, der viel Energie kostet und Gisela - wenn auch auf entscheidend andere Weise - weiterhin an die Familienstrukturen bindet.)

Durch den Umzug in die fremde Stadt erfährt Gisela die Reduzierung ihres Handlungsraums auf die Familie und den sozialen Nahbereich verschärft, grundsätzlich verursacht wird sie jedoch durch die Aufgabe der Erwerbsarbeit. Erst durch die Kontrasterfahrung, nicht mehr berufstätig zu sein, wird Gisela »bewußt«, was Arbeit in Beruf und Familie für sie bedeutet. Noch ein Zitat,

*So richtig bewußt kam mir das erst, wie ich da in (der) Stegstraße gewohnt habe: daß ich nicht mehr gearbeitet habe. - Mein ganzes Selbstbewußtsein, das hat sich immer weiter abgebaut. Ich wurde immer - irgendwie unzufriedener, deprimierter. Also, mir hat überhaupt nix mehr richtig gepaßt, nech... Das fing schon mit der Wäsche an: Ich habe nicht gern Wäsche gebügelt. Ich hab' wohl gewaschen, nech, aber die Wäsche immer schön (auf) Haufen (gelegt). Peter sagt immer: »Du mit deinen Haufen. Mach ein Leichentuch drüber.« ... Da haben wir viel gestritten miteinander. - - Das rührte alles wahrscheinlich auch daher - erst mal, ich hatte nicht so viel um mich rum. Das Kind hat mich ja lange nicht so auf Trab gehalten. Die Wohnung - das waren zwei Zimmer, Küche und Bad. War auch nicht viel. Und viel Geld hatten wir auch nicht. Was hatte ich manchmal? Vierzig Mark in der Woche. Wenn's hoch kam, vierzig Mark. Zigaretten selbst gedreht ...
(I 69/12-70/15)*

Erst nach der Aufgabe ihrer Berufstätigkeit erlebt Gisela, wie sehr ihr »Selbstbewußtsein« auf die eigenständige Erwerbsarbeit angewiesen ist. In der Hausarbeit findet sie kaum Anknüpfungspunkte für ihre Identität. Freimütig bekennt sie an anderer Stelle, daß sie keine »perfekte«, keine »pikobello« Hausfrau ist und auch nicht sein will. Die Hausarbeit macht ihr »keinen Spaß«. »Ich war ... wohl ausgelastet, aber das war eine *unbefriedigte* Arbeit für mich, also, die hat mir nichts *gebracht*«, sagt sie (II 30 & 1-4). Daß sie, wie oben angedeutet, identisch Mutter ist und bzgl. ihrer Erziehung das Gefühl von Kompetenz und sozialer Anerkennung hat, reicht offensichtlich nicht aus, um ihr genügend Selbstbewußtsein und - was noch wichtiger ist - das Gefühl *persönlicher Weiterentwicklung*, eines »biographischen Fortschritts«, zu geben. Dieses Gefühl kann sie auch nicht aus der Beziehung zu ihrem Mann gewinnen. Realistisch erkennt sie: »... im Grunde kann Peter mir nie das Selbstbewußtsein geben, ... was ich brauche. Das muß ich mir immer alles selber erarbeiten.« (I 203 & 8-11)

3.4 Erwerbsarbeit in lebenszeitlicher Perspektive

Wie sich die biographische Bedeutung der Familienarbeit nur in Kontrast zur Lohnarbeit untersuchen läßt, so kann umgekehrt die lebensgeschichtliche Relevanz der Erwerbsarbeit nur vor dem Hintergrund der Festlegung auf die Familienarbeit begriffen werden. Mit der Aufgabe der Berufstätigkeit wechselt Gisela nicht einfach für die folgenden fünfzehn Jahre die Rollen. Sie tauscht nicht einfach ihre Identität als berufstätige Frau gegen die der Mutter, Ehe- und Hausfrau. Das Thema »Berufsarbeit« ist auch während dieser Zeit virulent - trotz oder vielleicht gerade wegen der Festlegung auf die Familie. Die Grenzen ihres Lebens als Familienfrau, ihre Unzufriedenheit, die Verluste von Selbstbewußtsein und persönlicher Identität lassen Gisela immer wieder an die mögliche Alternative, wieder berufstätig zu werden, denken,

Mit dem Gedanken hab' ich schon ab und zu mal gespielt. Aber, muß da ganz ehrlich sagen: hab' immer Herzklopfen gehabt, wenn ich dann die Zeitung vorgeholt hab. Und jetzt mußt du ja - du mußt ja jetzt die Annoncen lesen. Und jetzt war da womöglich noch eine, die dir gefiel (lachend). Hab' ich irgendwie immer, immer weit von mir geschmissen ... Aber, jetzt so voll (wieder) in Beruf - hab' ich immer wieder zurückgeschreckt, nech. Ich hatte Angst, weil das ja nun so 'ne enorm lange Zeit war, die ich raus war, und ich mir das nicht zugetraut hab', daß ich das wieder schaffe. Also, das Selbstbewußtsein war da nicht vorhanden, daß ich jetzt gesagt hätte, »ich mache das.« Ich hab' mir Zugeständnisse gemacht, daß ich gesagt habe, »also ich gehe jetzt nicht als Köchin, ich suche jetzt Beiköchin oder Kaltmamsell.« Wo du denn erst wieder aufsteigen kannst.

Also, erst mal wieder so reinrie(chen). Küchenhilfe war denn nachher noch weiter unten, nech. Bloß um das nicht zu machen, nech.

(II 48/2-49/21)

Das Zitat belegt eindrucksvoll, wie sehr die Frage der Berufstätigkeit all die Jahre »in Gisela arbeitet«, oder anders gesagt: wie sie das Problem immer wieder »bearbeitet«. Und es belegt auch den engen subjektiven Zusammenhang, die wechselseitige Beeinflussung der beiden Bereiche Beruf und Familie. Denn die Aufgabe der Berufstätigkeit wirkt sich nicht nur auf Giselas Identität als Familienfrau aus. Sie schlägt wieder zurück auf ihr Verhältnis zum Beruf. Auch hier verliert Gisela schrittweise ihr Selbstbewußtsein. Sie wird immer unsicherer bzgl. ihrer beruflichen Kompetenz, bis sie schließlich auf der untersten Stufe angelangt ist und sich lediglich eine angelernte Tätigkeit als Küchenhilfe zutraut.

Wie wir aus der Gesamtbiographie wissen, beginnt Gisela, wie sie sagt, sich das Selbstbewußtsein »selbst zu erarbeiten«, das sie braucht - auch braucht für den später tatsächlich vollzogenen Schritt zurück in den Beruf. Sie besucht verschiedene Weiterbildungskurse und findet dadurch eine erste Möglichkeit, die soziale Begrenzung ihres familiären Lebensraumes zu durchbrechen, als Einzelperson herauszutreten, »auszugehen«, ohne »Mann und Familie am Hals«, »richtig losgelöst von allem«, wie sie es formuliert. Diese psychische und soziale Anstrengung, von Gisela selbst als »Arbeit« qualifiziert, ist nicht nur auf ihr Selbstbewußtsein, sondern damit zugleich auch auf ihre Berufstätigkeit gerichtet. Denn Giselas Identität bezieht sich auf beide Bereiche: Familie *und* eigenständige Erwerbsarbeit - auch während der 15 Jahre, in denen sie »nur« Familienfrau ist.

Und es scheint darüber hinaus so zu sein, daß das »dynamische Moment« der persönlichen Entwicklung, *Biographie* in spezifischem Sinn, erst durch die Teilhabe an der Erwerbsarbeit als *gesellschaftlicher* Arbeit subjektiv erfahren wird. Dies läßt sich zumindest an Giselas Lebensgeschichte feststellen. Die Erzählungen über die Zeit der Familienphase bewegen sich hauptsächlich im alltagszeitlichen Horizont. Es geht um alltägliche Arbeitsanforderungen, Konflikte und Beziehungen, in die Gisela *als Teil der Familie* eingebunden ist. Die wenigen Ereignisse, die in der Erzählung ein Voranschreiten der Zeit markieren, beziehen sich überwiegend auf die Familie (Älterwerden der Kinder, die Geschichte des Konflikts mit den Schwiegereltern u.a.). Dennoch ist diese Phase keine biographische »Auszeit«, nach deren Ende Gisela mit dem beruflichen Wiedereinstieg unproblematisch an die erste Phase anknüpfen könnte. Auch für sie als Individuum gibt es während der 15 Jahre eine Entwicklung, die sie - weniger nach *außen*, auf die Gesellschaft bezogen, als nach *innen*, auf das eigene Selbst bezogen - beschreibt: als Abbau und Wiedererarbeiten ihres *Selbstbewußtseins*. Diese Entwicklung ist unmittelbar an den objektiven Konflikt zwischen Familie und Beruf gebunden, kann aber nicht allein daraus erklärt werden. Erst wenn die »Lebensarbeit« (Becker-Schmidt u.a.) des Subjekts, die in der *Biographie* aufgehobene Eigenlogik, berücksichtigt wird, kann die konkrete Gestalt eines »Arbeitslebens«, wie jenes der Gisela K., nachvollziehbar werden - erst dann ist wirklich der »*gesamte* weibliche Lebenszusammenhang« erfaßt.

4. Abschließende Thesen zu einem erweiterten Arbeitsbegriff

Ich möchte die wichtigsten Ergebnisse und Schlußfolgerungen des kleinen empirischen Exkurses kurz zusammenfassen: »Arbeit« ist für Gisela K. stets beides, Familienarbeit *und* Erwerbsarbeit. Das objektive Problem der gesellschaftlichen Vereinbarkeit bzw. *Unvereinbarkeit* von Lohnarbeit und Familie zieht sich als subjektiver innerer Konflikt durch ihre gesamte Biographie und ist auch in den Phasen virulent, in denen sie äußerlich auf einen der beiden Bereiche beschränkt ist. Dies konnte am Beispiel von Interviewpassagen gezeigt werden, die sich auf jene Zeit beziehen, in der Gisela als »Familienfrau« zuhause bleibt, nicht erwerbstätig ist. Auch in dieser Phase sind Giselas Alltag ebenso wie ihre lebenszeitliche Perspektive auf vielfältige Weise durch Erwerbsarbeit bestimmt. Mit mehr Zeit ließe sich zeigen, daß auch der Bereich der Erwerbsarbeit (vor allem in der ersten und dritten Phase des Normalbiographie-Modells) nicht abgeschottet ist gegenüber familiären Anforderungen, Erfahrungen und Perspektiven. Insgesamt bestätigt Giselas Lebensgeschichte (wie auch die anderen von uns untersuchten Biographien) die in der Studie von Becker-Schmidt u.a. gefundenen Ergebnisse: Familie und Beruf sind auf vielfältige, widersprüchliche Weise in *konkreten Biographien* miteinander verschränkt.

Vor dem Hintergrund dieser erweiterten empirischen Basis lassen sich thesenhaft einige Konsequenzen formulieren, die Frauenarbeit allgemein und eine kritische Erweiterung des Arbeitsbegriffs betreffen, der die Geschlechterfrage mit aufnimmt.

- (1) Die von Frauen geleistete *Doppelarbeit* ist nicht nur im verkürzten statisch-quantitativen Sinn als faktische *Gleichzeitigkeit* von Arbeit in den beiden Sektoren Beruf und Familie zu begreifen. Die biographische Analyse öffnet den Blick dafür, daß der weibliche Lebenszusammenhang *prinzipiell* und *qualitativ* durch die Doppelperspektive gekennzeichnet ist - unabhängig von der je konkreten »Rollenkonstellation«.

Wird diese Erkenntnis ernstgenommen, so hat das weitreichende Konsequenzen nicht nur für die Arbeitswissenschaften und die Neufassung des Arbeitsbegriffs, sondern ebenso für sozialisationstheoretische bzw. entwicklungspsychologische Forschungen, für sozio-

logische und sozialhistorische Untersuchungen zur Familie, für Biographieforschung, für alle wissenschaftlichen Fragen zur Subjektivität u.a. Mit diesem Perspektivwechsel sind aber auch methodische Neuorientierungen verbunden. Dabei ist nicht nur an eine stärkere Nutzung qualitativer Forschungsansätze zu denken, sondern auch an die Veränderung herkömmlicher Forschungsdesigns bis hin zu statistischen Erhebungsmethoden etwa in »harten« Arbeitsmarktanalysen. Biographischen Verfahren kommt hierbei eine besondere Bedeutung zu, sie sind aber keineswegs in jeder Frage die einzig denkbaren oder auch nur die geeignetsten. Der Blick durch die »biographische Brille«, das heißt die explizite Einbeziehung der (lebens-) zeitlichen Dimension und der Subjektperspektive, könnte jedoch eine fruchtbare Weiterentwicklung auch anderer Forschungsmethoden ermöglichen.

- (2) Wie bereits angedeutet, ist vor allem der traditionelle, auf Lohnarbeit zentrierte Arbeitsbegriff *grundsätzlich* um die Dimension der im »privaten« Bereich geleisteten Arbeit, in erster Linie also Haus- und Familienarbeit, zu erweitern - und zwar nicht nur dann, wenn es um *Frauenarbeit* geht. So gibt es zwar besondere Merkmale weiblicher Arbeit, aber keinen spezifisch »weiblichen« (oder »männlichen«) Arbeitsbegriff. Die notwendige Erweiterung des Arbeitsbegriffs kann jedoch nicht durch ein *additives Hinzufügen* erreicht werden, sondern muß auch zu einem Überdenken alter, auf Lohnarbeit bezogener Konzepte führen. Denn eines mindestens haben wir aus der Analyse subjektiver Arbeitserfahrungen gelernt: Beide Arbeitsbereiche (und -begriffe) stehen sich zwar widersprüchlich, oft geradezu »feindlich« gegenüber, aber sie sind untrennbar wechselseitig aufeinander bezogen.¹⁷
- (3) Bei der Erweiterung des Arbeitsbegriffs geht es aber nicht nur um die Einbeziehung zusätzlicher, bislang unberücksichtigter Arbeitsbereiche. Es geht auch um die wachsame Unterscheidung und differenzierte Erfassung der beiden grundsätzlichen Analyseebenen, die »Arbeit« einmal als Phänomen *objektiver* gesellschaftlich-historischer Entwicklungen und Strukturen, zum anderen aus der *Subjekt-*

¹⁷ Ich meine, diese Erkenntnis hat auch über die Subjektperspektive hinaus Gültigkeit, wie z.B. die Beiträge von Marianne Friese (in diesem Band) und Ursula Rabe-Kleberg (1988) anschaulich zeigen.

perspektive heraus thematisieren. Beide Ebenen entsprechen sich nicht unmittelbar und können nicht umstandslos voneinander »abgeleitet« oder (z.B. nach linearem Modell) miteinander verbunden werden.¹⁸ Sie besitzen - trotz wechselseitiger Abhängigkeit - eine *Eigenlogik*.

Für die zweite der genannten Forschungsperspektiven bedeutet dies die Beachtung der *relativen Autonomie des Subjekts*. Konkret: Das Subjekt reagiert nicht einfach auf Arbeitsanforderungen und -zwänge, es »funktioniert« nicht in einem oder mehreren Arbeitsbereichen, es geht kein bloß »instrumentelles« Verhältnis zu seiner Arbeit ein. Es »bearbeitet« vielmehr die oft konflikthafter Arbeitsanforderungen, *eignet sie an*, es »arbeitet an seiner Arbeit« und an sich selbst. Es »verarbeitet« die Arbeitsbedingungen, damit sie zu *Lebensbedingungen* werden, zu integrierten Momenten seiner Biographie (vgl. dazu ausführlich Alheit & Dausien 1985, 258ff). Nur so wird Leben mehr als »Überleben«, wird Lust am Leben *und an der Arbeit*, nur so wird aber auch Widerstand gegen entfremdete Arbeit möglich. Nur aus dieser Perspektive klingt der Satz plausibel, daß 'wir beständig eine Lösung der Probleme *leben*, die für das *Denken* hoffnungslos unlösbar sind' (J.H. van den Berg, zit. nach Knapp 1987).

Literatur

- Adolphy, Erika (1982): Einige Gedanken zu der Frage: Was ist eigentlich eine normale Frauenbiographie?. In: Weibliche Biographien. *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 7, München: Frauenoffensive, 8-9
- Alheit, Peter, Bettina Dausien, Helga Flörcken-Erdbrink (1986): »... weil wir praktisch in 'ner verkehrten Welt leben«, Frankfurt & M.: Cooperative
- Alheit, Peter, Bettina Dausien (1985): Arbeitsleben. Eine qualitative Untersuchung von Arbeiterlebensgeschichten, Frankfurt, & M., New York: Campus
- Alheit, Peter, Bettina Dausien (1990): Soziale Biographien von Industriearbeitern - Lebensgeschichten und kollektive Erfahrung. Explorative Untersuchungen zur sozialen Spezifität erzählter Lebensgeschichten. Forschungsbericht zum Themenschwerpunkt »Frauenarbeit - Frauenleben«, Bremen: Universität Bremen (Ms.)

¹⁸ Vgl. dazu den Einführungsbeitrag von Peter Alheit.

- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1983):* Vom »Dasein für andere« zum Anspruch auf »ein Stück eigenes Leben«. Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang. In: *Soziale Welt* 34, 307-340
- Becker-Schmidt, Regina, u. a. (1982):* Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns. Zeitprobleme und Zeiterfahrungen von Arbeitermüttern in Fabrik und Familie, Bonn: Neue Gesellschaft
- Becker-Schmidt, Regina u. a. (1983):* Arbeitsleben - Lebensarbeit. Konflikte und Erfahrungen von Fabrikarbeiterinnen, Bonn: Neue Gesellschaft
- Becker-Schmidt, Regina, Gudrun-Axeli Knapp & Beate Schmidt (1984):* Eines ist zu wenig - beides ist zuviel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik, Bonn: Neue Gesellschaft
- Borkowski, Anna, & Katharina Ley (1984):* Arbeitsbiographien von Frauen. In: *Köppel, Christa, Ruth Sommerauer (Hrsg.), Frau - Realität und Utopie*, Zürich: Verlag der Fachvereine, 203-216
- Born, Claudia (1986),* Alltägliche Balance-Akte: Erwerbstätige Mütter mit kleinen Kindern. In: *Rudolph, Hedwig, u. a. (Hrsg.), Berufsverläufe von Frauen. Lebensentwürfe im Umbruch*, München: DJI Verlag, 202-216
- Brock, Ditmar, & Hans-Rolf Vetter (1982):* Alltägliche Arbeiterexistenz. Soziologische Rekonstruktion des Zusammenhangs von Lohnarbeit und Biographie, Frankfurt, & M., New York: Campus
- Diezinger, Angelika, Regine Marquardt, & Helga Bilden (1982):* Jugendarbeitslosigkeit und weibliche Normalbiographie. In: *Weibliche Biographien. Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 7, München: Frauenoffensive, 76-83
- Diezinger, Angelika u. a. (1983):* Zukunft mit beschränkten Möglichkeiten. Entwicklungsmöglichkeiten arbeitsloser Mädchen (DJI Forschungsbericht), 2 Bde., München: DJI Verlag
- Eckert, Christel, Ursula G. Jaerisch & Helgard Kramer (1979):* Frauenarbeit in Familie und Fabrik. Eine Untersuchung von Bedingungen und Barrieren der Interessenwahrnehmung von Industriearbeiterinnen, Frankfurt, & M., New York: Campus
- Kern, Horst, & Michael Schumann (1983):* Arbeit und Sozialcharakter. Alte und neue Konturen. In: *Matthes, Joachim (Hrsg.), Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentags in Bamberg 1982*, Frankfurt, & M., New York: Campus, 353-365
- Knapp, Gudrun-Axeli (1981):* Industriearbeit und Instrumentalismus. Zur Geschichte eines Vor-Urteils, Bonn: Neue Gesellschaft
- Knapp, Gudrun-Axeli (1987):* Arbeitsteilung und Sozialisation. Konstellationen von Arbeitsvermögen und Arbeitskraft im Lebenszusammenhang von Frauen. In: *Beer, Ursula (Hrsg.), Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik*, Bielefeld: AJZ Verlag, 236-273
- Kudera, Werner u. a. (1979):* Gesellschaftliches und politisches Bewußtsein von Arbeitern. Eine empirische Untersuchung, Frankfurt, & M.: Europäische Verlagsanstalt
- Levy, René (1977):* Der Lebenslauf als Statusbiographie. Die weibliche Normalbiographie in makrosoziologischer Perspektive, Stuttgart: Enke

- Lewin, Kurt (1981):* Der Übergang von der aristotelischen zur galileischen Denkweise in Biologie und Psychologie in: Kurt-Lewin-Werkausgabe, Bd. 1, Bern: Huber, Stuttgart: Klett-Cotta, 233-278 (zuerst erschienen 1931 in der Zeitschrift »Erkenntnis«, Bd. 1, 421-466)
- Ley, Katharina (1984):* Von der Normal- zur Wahlbiographie? In: *Kohli, Martin, Günther Robert (Hrsg.):* Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven, Stuttgart: Metzler, 239-260
- Myrdal, Alva, & Melanie Klein, (1971):* Die Doppelrolle der Frau in Familie und Beruf, Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch (3. erweiterte und überarbeitete Auflage)
- Ostner, Ilona (1987):* Weibliche Biographien. Zur Normalität von Widersprüchen. In: *Buttgereit, Michael (Hrsg.):* Lebensverlauf und Biographie, Kassel: Wissenschaftl. Zentrum für Berufs- und Hochschulforschung der Gesamthochschule Kassel, 77-93
- Rabe-Kleberg, Ursula (1987):* Frauenberufe - Zur Segmentierung der Berufswelt, Bielefeld: Kleine Verlag
- Rabe-Kleberg, Ursula (1988):* Frauenarbeit - die andere Seite der Facharbeit. Zur Genese weiblicher Haus- und männlicher Lohnarbeit. In: *Drechsel, Reiner u.a. (Hrsg.):* Berufspolitik und Gewerkschaften. Gewerkschaftliches Berufsverständnis und Entwicklung der Lohnarbeit. Ergebnisse eines Workshops an der Universität Bremen vom 11. bis 12. September 1986, Bremen: Universität Bremen (Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung«, Bd. 9): 69-99
- Schumann, Michael u. a. (1981):* Rationalisierung, Krise und Arbeiter. Eine empirische Untersuchung der Industrialisierung auf der Werft, 2 Bde., Bremen: Zentrale Wissenschaftliche Einrichtung »Arbeit und Betrieb«
- Tölke, Angelika (1986):* Zentrale Lebensereignisse von Frauen - Veränderungen im Lebensverlaufsmuster in den letzten 30 Jahren. In: *Brose, Hanns-Georg (Hrsg.),* Berufsbiographien im Wandel, Opladen: Westdeutscher Verlag, 56-79
- Vetter, Hans-Rolf (1987):* Erwerbsbiografien als Konstrukte aus Zwang und Möglichkeit. Ein theoretischer Aufriß. In: *Buttgereit Michael (Hrsg.),* Lebensverlauf und Biographie. Kassel: Wissenschaftl. Zentrum für Berufs- und Hochschulforschung der Gesamthochschule Kassel, 41-75
- Volmerg, Birgit, Eva Senghaas-Knobloch & Thomas Leithäuser (1983):* Erlebnisperspektiven und Humanisierungsbarrieren im Betrieb. Ergebnisse einer sozialpsychologischen Untersuchung über die subjektive Bedeutung der Arbeit in sozialen Problemsituationen, Bremen: Universität Bremen (Forschungsbericht)